

Der Märchendichter aus dem Spessart

Valentin Pfeifer wurde 70 Jahre alt

Am 24. Juni konnte der Heimatschriftsteller Valentin Pfeifer seinen 70. Geburtstag feiern. Der Mann, der durch seine Erzählungen, Märchen und Sagen aus dem Spessart und über Volks- und Brauchtum über die Grenzen der Heimat hinaus bekannt geworden ist, kann auf ein reicherfülltes Leben zurückblicken, in dessen Mitte der Spessart stand.

Wenn Valentin Pfeifer erzählt, steht eine vergangene Zeit wieder auf. Die offenen Herdstellen in den Stuben der Spessarthäuser rauchen, Flachs wird gebrochen und die Spinnräder surren. Man sieht den Buben Pfeifer als Ministrant in der Kapelle des sagenumwobenen Schlosses Oberaulenbach und man findet ihn an der Seite des Barons von Haxthausen bei der Suche nach prähistorischen Gräbern.

Für die Jugend war er lange Jahre im Spessart als Lehrer tätig und hat jedes Angebot nach außerhalb abgelehnt. Aus dem Spessart kam Pfeifer später nach Aschaffenburg, hier hat ihm der Krieg sein Haus und einen großen Teil seiner persönlichen Habe zerstört. Das Werk aber ist geblieben und gerade heute, in der Zeit des Lärms und der Unrast, hat es vermehrt etwas zu sagen. Die „Spessartmärchen“ sind wohl das bekannteste Buch, das Valentin Pfeifer herausgegeben hat. Daneben aber gibt es noch eine Reihe anderer Bücher und Broschüren, die den Namen Valentin Pfeifer tragen und die alle etwas gemeinsam haben: Sie erzählen vom Spessart, berichten von dem Land, den Leuten, dem Brauchtum und von der Väter Sitte. Sie haben ihre Ursprünglichkeit und ihren Glanz über die Jahre weg bewahrt. Die äußere Welt Valentins Pfeifers ist klein geworden, die innere Welt aber, die er geschaffen und beschworen, die leuchtet noch und gibt die Gewißheit, daß wahres Volksgut unsterblich ist. Valentin Pfeifer wurde in Sommerau im Landkreis Obernburg geboren. Sein Vater war Bauer auf einem Gut, das schon ein paar hundert Jahre im Familienbesitz war. In Sommerau wuchs der Bub im Kreise von sechs anderen Geschwistern heran. Er war zwar der jüngste von allen, aber auch der aufmerksamste und schon als Kind begann er sich Aufzeichnungen zu machen. In Sommerau gab es einen „Dorferzähler“, zu diesem ging an langen Winterabenden die Jugend. Es war die Zeit des Spinnstubenzaubers, den Valentin Pfeifer später in einer Erzählung so schön wieder hat aufleben lassen.

Eine andere Quelle für seine Erzählungen war seine Mutter. Sie nimmt in Pfeifers Leben eine besondere Stellung ein und ihr widmete er auch sein erstes Buch „Was Mutter erzählte“, das 1913 erschien. Das Buch begründete die Stellung des Dichters Pfeifer. Er ist diesem Werk immer treu geblieben. Die Art seiner Erzählung hat sich kaum gewandelt. Immer ist es die Mutter, die der Dichter beschwört, eine gütige und herbe, echte Spessarter Gestalt.

Nach dem Erscheinen des ersten Buches war Pfeifer eine lange Zeit still. Nur die nächsten Freunde wußten, daß er am Werke war, Brauch und Sitte der Spessarter gründlich zu durchforschen. Nach der Jahrhundertwende hat Val. Pfeifer eine beispiellose Arbeit in dieser Hinsicht geleistet, meist sogar neben seinem Beruf. 1909 trat er innerhalb seines Lehrberufes seine erste Stelle in Faulbach an. Später war er in Stadtprozelten, Michelbach, Rück-Schippach, Waldaschaff und Aschaffenburg als Lehrer tätig.

1930 erschien sein nächstes Buch „Das Jahr des Bauernbuben“ und jetzt folgten die anderen Bücher „Aus grünem Heimatgrund“, „Ein Abend im Spessartdorfe“, „Volkstum und Brauchtum im Spessart“, „Heldin Liebe“ und viele andere.

Allen seinen Geschichten haftet das an, was viele Spessarter auszeichnet: Lautere Charaktere, Stille, Bescheidenheit. In ihnen spricht Deutschlands schönster Märchenwald, Mespelbrunn, das Wirtshaus im Spessart, die Burgen, Ruinen und Schlösser.

„Was die Mutter mir erzählte“. Wenn Valentin Pfeifer diese Worte sagt, dann steht ein seltsam gütiger Glanz in seinen Augen, und fast ist man geneigt, in ihm wieder den kleinen Waldbauernbuben zu sehen, der von den Lippen der Mutter die Sagen und Märchen ablas. Mit seiner leisen, lebhaften Stimme plaudert er aus seinen Erinnerungen zuweilen mit halbgeschlossenen Augen in sich hineinschauend und dann plötzlich leicht auflachend: „Ach ja, das denkt mir auch noch . . .“ — „ . . . daß es in meinem Dorf noch um 1890 eine offene Feuerstelle gab, mit einem Rauchabzug oben darüber in den Kamin. Auch die Spinnstuben hab' ich noch gekannt, wo Frauen und Mädchen alle Abende abwechselnd reihum zusammenkamen. Als Junge hab' ich oft den Frauen auf der Wiese beim Flachsbrechen zugehört und beim Rösten in einer Grube. Wenn bei uns Spinnstube war, hat meine Mutter in den Rastpausen erzählt. Etwa 200 Märchen und Sagen aus ihrem Schatz, den sie von ihrem Vater übernommen hatte, hab' ich später aufgeschrieben. Denn mein Großvater, der alte Pfeifer, war der Ortserzähler.“

Als ich verheiratet war, hat mir meine Mutter — das hat mich immer so tief gerührt — noch einen ganzen Ballen Leinwand als Gabe gebracht. Mein Vater hat den Flachs gebaut, die Mutter hat ihn gehechelt und gesponnen, und ich hab' auf der Bleiche das Leinen selber mit gegossen. Aus dem letzten Rest davon hab' ich mir in der Notzeit nach dem ersten Weltkrieg eine Joppe machen lassen. Die trag' ich noch. Dem Schneider, der damals zum Trachtenverein gehörte, hab' ich dafür das Bandhäubchen von meiner Mutter vermacht, da hat er mir die Joppe gemacht.“ Das Bandhäubchen ist der Mittelpunkt in einem seiner Märchen. Auch die Flachsheckel spielt eine Rolle, die dem armen Mann von seiner Frau auf den Buckel gewünscht wird. „Da ist die Mutter krummbucklig in der Stube herumgelaufen und hat uns Kindern vorgemacht, wie das aussieht, wenn einer immer mit der Flachsheckel auf dem Rücken laufen muß.“

„Unser Dorf war tiefreligiös. Vielleicht gerade darum hielt sich dort noch Aberglauben aus vorchristlicher Zeit. Meine Mutter hat mich noch ‚gebraucht‘, wenn mein Auge entzündet war. Die Beschwörungsformel hieß da: Schußblase, geh’ aus dem Auge, vom Auge in das Fleisch, vom Fleisch in die Adern, von den Adern in die Haut, von der Haut in den wilden Wald, wo du Mensch und Vieh nicht mehr schaden kannst! Das geht auf frühere Beschwörungsformeln der alten Germanen zurück, weil man sich die Krankheit als einen Dämon dachte, den man vertreiben mußte. Aber wenn die Entzündung nicht wegging, gingen wir zur Ammebas. Die hat mir die Hand aufs Auge gehalten, ein Kreuz gemacht und einen Segen gesprochen. Dann hat sie noch in mein Auge hineingehaucht. Viele solche Sagen habe ich gesammelt. Man sieht darin deutlich, wie das christliche Moment unwissentlich mißbraucht worden ist.“

„Wir haben zu unseren Eltern noch Ihr gesagt. Manchmal hat mich die Mutter hinunter an den Bach geschickt, fließendes Wasser schöpfen, aber schöpf’ abwärts, sagte sie, und sich zu, daß du unberufen heimkommst! Und ich hab’ mich dann außenherumgeschlichen, daß mich niemand anrufen konnte, hab’ aber nie gewagt zu fragen, wozu sie das Wasser brauchte. An Neujahr, als ich noch klein war, nahm mich die Mutter abends in ihr Bett: Heut’ schlafst du herein zu mir, hat sie gesagt, damit du mir morgen früh gleich zuerst Neujahr anwünschst! Denn wenn einem ein weibliches Wesen als erstes Neujahr wünschte, brachte das kein Glück. Drum wünschte sie auch selber dem Vater nicht zuerst Neujahr, sondern um 12 Uhr wurde ich wachgerüttelt mitten in der Nacht und habe beiden Eltern Neujahr gewünscht, und dann erst wünschte es die Mutter auch dem Vater an.“

„Auf Ostern wurden alle Eier, die von den Hühnern am Gründonnerstag gelegt waren, für den Sonntag aufgehoben. Dann aß jeder eins, und wenn es nicht genug waren, wurden sie geteilt. Denn das Gründonnerstags-Ei galt als Heil-Ei, damit man sich im kommenden Jahr nicht verhebt. Meine Mutter hielt an all diesen Bräuchen noch fest, auch wenn wir lachten und mein Vater dazu lächelte; er hat sie aber gehen lassen, auch wenn sie in den zwölf Nächten mit einem Löffel und Wacholder und Kohlchen drin durch Haus und Ställe ging, selber ängstlich und bischen beschämt vor uns und betulich meinte: Da wird die Luft auch besser.“

Diesem uralten Brauchtum, dessen ursprünglicher Sinn oft längst verloren ist, war Valentin Pfeifer zeitlebens auf der Spur. Auch Schnacken und Schnurren hat er ungezählte gesammelt. Er gewann überall Einblick und kümmerte sich vor allem um die aussterbenden Berufe: Köhler, Daubholzmacher, Faßbinder, Besenbinder und Holzfuhrlaute und alle, die im und vom Wald leben. Heute ist in den Spessart die große laute Welt mit all ihren Neuerungen gekommen. Die Dorferzähler sind verschwunden, der Spinnstubenzauber ist vorbei, die Romantik von einst verblüht. Valentin Pfeifer aber zeigt mit seinem Werk den Zauber der Heimat und das Glück der Stille.

Der Volkstanz - für Bühne und Tanzboden

Von Hans Beier

Bei ländlichen Tanzunterhaltungen konnte ich immer wieder die Beobachtung machen, daß die Stimmung ganz gewaltig ansteigt, wenn der einzige in meinem Dorfe noch lebendige Volkstanz, der „Marschwalzer“, getanzt wird. Warum? Weil beim Volkstanz im Gegensatz zum modernen Gesellschaftstanz das Gemeinschaftsgefühl viel stärker angesprochen wird. Während der moderne Gesellschaftstanz erfahrungsgemäß die Stimmung einer Gesellschaft zerstört, wird diese durch einen gemeinsam getanzten Volkstanz erhöht. Sind die modernen Gesellschaftstänze ein Vergnügen zu zweit, bei dem sich die Paare mehr oder weniger rücksichtsvoll einen Weg durch das Durcheinander in der grauen „Masse“ suchen, tanzt man beim Volkstanz meist im Kreise, dem Sinnbild der Gemeinschaft. Beim Tanze schwingt der ganze Körper mit im Rhythmus der Musik bzw. des Gesanges. Welch ein Ausgleichssport, Welch eine wunderbare Gymnastik für unsere, die ganze Woche oft schwer arbeitenden Burschen und Mädchen. Soll aber der Volkstanz mit Recht seinen Namen tragen, so muß er wieder vom ganzen Volk getanzt werden. Warum gelang es aber bisher nicht, die Volkstänze am ländlichen Tanzboden einzubürgern? Weil man versäumt hat, die ländlichen Kapellen mit der Volkstanzmusik auszustatten. Erst wenn diese die Volkstänze wieder als Einlagen bei den Tanzveranstaltungen spielen, werden sie von der Jugend wieder ernst genommen werden. Je länger wir aber in der Schule und in den Jugendgruppen die Volkstänze üben, ohne den Sprung auf den ländlichen Tanzboden zu wagen, desto schwerer wird es, ihn dort einzubürgern. Immer mehr und immer stärker wird sich nämlich bei den Erwachsenen die Meinung herausbilden, daß die Volkstänze eben nur für die Schuljugend passen. So ist heute allgemein die Meinung verbreitet, daß Gedichte bei ländlichen Feiern nur Schulkinder aufsagen dürfen. Es kostet bereits viel Mühe, Erwachsene für den Vortrag eines Gedichtes zu gewinnen. Eine ähnliche Einstellung konnte ich bereits auch schon beim Volkstanz feststellen.

Welche Folgerungen ergeben sich aus diesen Tatsachen? Wir brauchen, nachdem wir zunächst auf bodenständige Volkstänze zurückgreifen wollen, ein fränkisches Volkstanzheft, wie es die Niederbayern, Oberbayern und sogar die Heimatvertriebenen bereits längst haben. Zu dem Heft muß aber, und das erscheint mir sehr wichtig, ein eigenes Heft mit den Blasmusiksätzen kommen. Es ist erfreulich, daß der Heimatpfleger der Regierung von Unterfranken in Zusammenarbeit mit dem Frankenbund und dem Bayerischen Rundfunk, Studio Nürnberg, die ersten Schritte in dieser Richtung unternahm.

Anmerkung der Schriftleitung:

Das Heft „Fränkische Volkstänze“ ist bereits in Vorbereitung.